

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 10 (1934)

Heft: 43

Artikel: Der Schweizerkönig [Schluss]

Autor: Lavater-Sloman, Mary

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754918>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MARY LAVATER-SLOMAN

Der Schweizerkönig

ROMAN NACH HISTORISCHEN MOTIVEN UND PRIVATBRIESEN
DES BASLER BÜRGERMEISTERS JOHANN RUDOLF WETTSTEIN
AUS MÜNSTER UND OSNABRÜCK

(Zehnte Fortsetzung und Schluß)

Copyright by Verlag Rascher & Co. A.-G., Zürich

Läßt der Kaiser uns fallen, so nehmen wir unsere Freiheit mit tausend Freuden aus Frankreichs Hand und werden uns nicht scheuen, Gewalttatren des Reiches mit Gewalt zu beantworten. Johann Rudolf nahm das Papier auf, das Longueville ihm zur Unterschrift hingelegt. «Mit diesem Aktenstück kommen die Wünsche Eurer herzoglichen Gnaden unsern Interessen sehr nahe, nur möchte ich die *assurance* haben, daß der Artikel, um den ich so lange gekämpft, sei es in der Fassung, die der Herr Herzog aufgesetzt, sei es in der kaiserlichen Form, in das Friedensinstrument aufgenommen werde.»

Longueville hielt sein schmales Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger. Es lag wie Erstaunen über seinen Zügen, aber die Augen lächelten. «Es sei», sagte er mit ungewöhnlicher Güte, «Sie sollen Ihr Recht finden . . . denn Sie werden es finden», setzte er mit leisem Lachen hinzu. «Malein Sie mir also die doppelte Gnadenonne, die Sie sich vorhin wünschten, in einen Brief hinein, und ich werde unterschreiben, aber handeln Sie rasch, der Wettwind der Diplomatik ist immer bereit, Erhöhungen der Begeisterung baldigst wieder glatt zu fegen.»

XVIII.

In seinem Logis stürzte Fritz dem Bürgermeister entgegen. «Wie war es, Vater, was hat der Herzog von dir gewollt?»

«Sei ruhig, Fritz. Das war eine Schlacht! Kinder, zieht mich aus. Giggishans, gib es in diesem Hause einen Bottich mit kaltem Wasser! Mir ist heiß!»

Fritz breitete dem Bürgermeister aus seiner steifen Sammetpracht. Giggishans vermochte vor Empörung keinen Finger zu rühren . . . baden! In einem Bottich mit kaltem Wasser! Ob der Herr sich den Tod holen wolle. An einem gewöhnlichen Tage ins Wasser steigen, nur weil es warm war, das seien wohl die französischen Moden!

«Nun, laß gut sein», sagte Johann Rudolf ergeben, «es ist wahr, ich habe eine Torheit gesagt, aber wir haben vom Rhein gesprochen und seitdem verspüre ich eine Lust nach frischem Wasser.»

«Und wenn wir den Rhein auch vor der Türe hätten, der Herr Bürgermeister könnte doch nicht angesichts der Leute hineinstiegen wie eine Ente.»

«Nein, nein, ich habe nur so gedacht . . .»

Es ist Zeit, daß der Herr heimkehrt, überlegte Giggishans und hing das Staatskleid über den Holzrechen, das Leben in der Fremde taugt auf die Dauer nicht.

Johann Rudolf hatte derweil Fritz die Lederkassette überreicht.

«Was ist das, Vater?»

«Speck für die Maus, aber sie ging nicht in die Falle. Wo ist Ruedi? Richte ihm bitte aus, sobald die ärgste Hitze vorüber sei, solle er mich zu Dr. Volmar begleiten.»

«Heute noch, Vater? Du bist so erhitzt.»

«Keine Sorge, Fritz, der Besuch, den ich vorhabe, wird mir unendlich wohl tun.»

Als nach diesem heißen Tage die helle nordische Nacht angebrochen war, jagte ein Eilkurier mit dem Schreiben

der kaiserlichen Gesandtschaft gen Osten, dem Hoflager des Kaisers entgegen.

Volmar lag wach und rechnete aus, wann sein Brief und der französische Artikel in Ferdinand's Händen sein könnten. Er hatte dem Kaiser geraten, unverzüglich ein Dekret zurückzusenden, das den Eidgenossen die volle Souveränität aus seiner Hand verlieh, und zwar zurückdatiert, damit die heutige französische Datierung die spätere sei . . . und wenn der Kaiser auch jetzt zögerte? Dann hatte das Haus Habsburg das Spiel verloren. Er, Volmar, hätte getan, was er konnte.

Und die Eidgenossenschaft, überlegte er weiter? Volmar war wie immer geneigt, ihr Schicksal, seinen kalten Diplomatenart entsprechend, gleichgültig beiseite zu schieben, aber es gelang ihm nicht. Was er aus Wettsteins fragmentarischem Bericht gehört und mehr noch erraten, hatte gewaltig an seine starken menschlichen Empfindungen gerührt. In dieser einsamen Nachtstunde empfand er zutiefst, wie die liebende Hochachtung vor dem Manne, der sich ganz allein, nur mit dem blanken Schwert einer unbestechlichen Ehrlichkeit gegen einen Kreis offener und versteckter Feinde wehrte, ihn ganz durchwachsen hatte.

Wenn dieser Kongreß ihm auch nichts brächte, einem Manne wie Wettstein begegnet zu sein, verlohrte die Mühe dieser letzten Jahre. Wollte Gott, der Schweizerkönig würde, mit vollem Erfolg bekränzt, heimkehren dürfen. Wie klar und besonnen Wettstein gehandelt. Mit seiner Assurance hatte er sich eine prächtige Hintertür geschaffen.

Auch Johann Rudolf war der Schlaf noch fern. Die Fenster in seinem Zimmer standen offen, er lehnte hinaus, die Kühle der Nacht durstig einatmet. Wie hell es war und wie unruhig! Allenthalben hörte man Tierstimmen, es war kein Friede in dieser halben Nacht. Auch ihn hatte die Unruhe der Natur erfaßt, sein Monaten war er nicht so von Freude erregt gewesen . . .

Nach diesem glückbringenden Tage würde er nicht mit leeren Händen heimkehren müssen. War die Assurance von Frankreich, Schweden und den Kaiserlichen unterschrieben, so waren die Reichsräte mattgesetzt.

Johann Rudolf war müde, aber er konnte in der Erregung der Stunde die Ruhe nicht finden . . . ach, besäße er erst die drei Unterschriften . . . die Reichsräte würden schäumen . . . Volmars Brief reiste nun schon durch die Nacht, welche Aufnahme würde er am Hofe finden?

Johann Rudolf ging zu seinem Bett hinüber, setzte sich auf den Rand, aber stand bald wieder auf; der Schlaf war ihm so fern wie am hellen Tag. Am besten würde er die Nacht nutzen, wenn er jetzt sogleich die Assurance aufsetzte und morgen früh schon zu Longueville ginge. O Gott im Himmel, daß nur nicht über Nacht der diplomatische Wetterwind umgeschlagen hätte!

Johann Rudolf begab sich zu seinem Arbeitstisch, setzte das Schriftstück auf, änderte dieses und jenes und schrieb es endlich sauber ab. Als er die Feder niederlegte, schienen die ersten Sonnenstrahlen in sein Zimmer, aber auch jetzt suchte er keine Ruhe, die Spannung, ob der Herzog ihm nicht doch noch entweichen würde, trieb ihn ratlos umher. Bis zum Lever des Herzogs mußte er sich gedulden.

Schlag neun Uhr führte ein Kammerherr Johann Rudolf in das Schlafgemach des Herzogs, der gegen Kissen

gestützt im Bette saß. Wettstein erschrak beim Anblick des alten Mannes; sein dünnbautes Haupt sah ohne Perücke einem Geierkopf ähnlich, auch der faltige Hals, der aus dem Spitzhemd hervorsah, erinnerte an den federlosen Kopf eines Raubvogels. Johann Rudolf überlief ein Schauer des Unbehagens. Zum Glück ab der Herzog keine Geierspeisen, sondern Pfirsiche, die ein Diener ihm, mit gekühltem Wein übergossen, in einem hohen Glase servierte; ein Silberkörbchen, das auf der seidenen Bettdecke stand, enthielt allerlei feines Gebäck.

Der Herzog war nicht allein, d'Avaux saß an seinem Bett und schüttete lachend sein Lockenhaupt zu einer Geschichte, die Longueville ihm soeben erzählte. Als Johann Rudolf eintrat, rief der Herzog lebhaft aus: «Da kommt ja unser Freund, und ich wette, mit dem angedrohten Aktenstück unter dem Arm.»

Auch d'Avaux begrüßte Wettstein mit fröhlicher Unbefangenheit, es war, als wäre der diplomatischen Feierlichkeit der Zutritt zu diesem sonnigen Schlafraum verboten. «Sie haben unsern Herzog mit Waffen geschworen», sagte er ohne jede Nachträglichkeit, «gegen die es keine Abwehr gibt und haben es erreicht, daß wir uns gern mit Ihnen vor den Wagen spannen, der Ihre Freiheitsgöttin daheraufen soll . . . geben Sie Ihre Schrift, Wettstein.»

D'Avaux las die Assurance laut und langsam vor, dann folgte eine Stille, in der Wettstein fast der Atem fortblieb. «Die Feder», sagte der Herzog trocken, schob das Tablett mit dem Morgenimbiss zur Seite, legte das Aktenstück auf ein Buch und schrieb unter die letzte Zeile: Henri d'Orléans, duc de Longueville, und auch der Graf setzte seinen vollen Namen darunter: Claude de Mesmes, comte d'Avaux.

Eine Stunde später, Wettstein meinte, er sei über Wolken in die kaiserliche Gesandtschaft gewandert, rief auch der Graf von Nassau: «die Feder», und setzte seinen Namen unter die Schriftzüge des französischen Gesandten.

Während Volmar unterschrieb, sagte er zu Johann Rudolf: «Ich hoffe, Sie werden dieses Schriftstück niemals gegen uns ausnutzen müssen, eine gnädige Antwort des Kaisers kann auf unser gestriges Schreiben nicht ausbleiben; aber reißen Sie immerhin nach Osnabrück; Salvius und Oxenstiernas Namen dürfen unter diesem Papier nicht fehlen. Bis Sie zurückgekehrt sind, wird auch die Antwort des Kaisers eingetroffen sein.

Wettstein steht abermals im Wollenweberhäuschen; die Assurance liegt vor ihm; er betrachtet sie gedankenvoll. Da stehen die sechs Namen der Männer, die für ihn und gegen ihn gekämpft. Zuerst die Unterschriften der Franzosen, dann kommt der große, steile Namenszug: Johann Ludwig, Graf von Nassau Katzenbogen, dann folgt Dr. Volmars Unterschrift, dieses Name, den er immer mehr als Freund und Helfer schätzen lernt. Als letzte haben Graf Johannes Oxenstierna und sein guter, dicker Freund, Dr. Adler Salvius, unterschrieben.

Diese Namen, und was sie versprechen, wird er nach Hause tragen, aber die Antwort des Kaisers steht im

In
nächster Nummer
beginnt
unser neuer
Roman

Begegnung mit einem bösen Tier

von
Alexander Castell

Hier ist ein Roman unserer Tage. Er steht im Kreise der großen Krise, der Wandlungen und der Ungewissheit aller Dinge.

Vor allem aber zeigt er den Kampf einer Siebzehnjährigen, die eine brutale Welle von heiterem Ufer in tiefe Strudel reißt und erbarmungslos mit Dunkel deckt, bis sie nach einer grausamen Erfahrung wieder ins Licht kommt.

In ihr mögen heute viele ihr Schicksal finden. Klug und gutherzig lernt sie bald die bittere Kunst, plötzlich arm zu sein. Aber Schwereres senkt sich auf ihren jungen Nacken und beugt ihn bis zu den letzten Demütigungen.

Und doch schwelt reizvolle Holdheit um ihr Gesicht. Während die Schnen ihres schlanken Körpers schmerhaft gespannt sind, blinkt noch ein tapferes Lächeln um ihren Mund. Sie ist wie viele ihrer heutigen Altersgenossen seltsam kühl und verwegend. Sie sieht das Leben schon mit Skepsis und mit allen Vorbehalten, die ihm gebühren. Aber das nimmt ihr nicht die unbändige Kraft ihres Herzens, denn sie ist in den tiefen Hintergründen ihrer Seele doch so sehr ein Kind...

Das Künstlerische dieses Romans ist wohl, daß es dem Autor gelungen ist, das Schwere leicht zu sagen. Manchmal ist es wie ein Spiel mit feurigen Kugeln, die bald atemlos im Dunkeln kreisen und bald qualvoll in den Händen brennen, so daß alles wieder in den Raum erlittenen Lebens gebannt ist.

mer noch aus... im heißen Sommer hatte Volmar seinen Einkurier abgesandt und nun verdorrte Leben und Hoffnung unter Oktoberstürmen. Johann Rudolf wandte sich seufzend ab und rief die jungen Leute.

„Gehen wir noch ein letztes Mal durch diese Gefilde, die wir in so mancher leerer Stunde durchwandert haben; morgen früh reiten wir nach Münster... zum letzten mal. In Münster nehmen wir Abschied von den Gesandtschaften und dann zu Pferd und zu Wagen der Heimat zu.“

„Vater, du sprichst von unserer Heimreise, als könnet du dich nicht trennen von diesem Kongress ohne Ende.“

„Ja, Onkel, wir dürfen uns endlich auf die Heimreise freuen, du hast erreicht, was zu erreichen war, gute zwei Monate hast du hier den Reichsräte geopfert.“

„Und was habe ich erreicht, Ruedi? Daß die Reichsräte bis zum Friedensschluß warten werden, um mit den alten Schwierigkeiten von vorne anzufangen; sie glauben nicht, daß der Kaiser noch für uns eintreten wird... und ich glaube es auch nicht, ... wir haben bei den Reichsräten nichts als eine Gefechtspause erkämpft... man wird mir an der nächsten Tagssitzung die Vorwürfe nicht ersparen.“

„Nein, Onkel, sage doch das nicht! Niemals werden unsere Herren so ungerecht sein, dir die Schuld an des Kaisers Gleichgültigkeit zuzuschreiben! Das ganze Volk würde für dich eintreten.“

Johann Rudolf stieß ein bitteres Lachen aus. „Die Welt hat immer einen Sündenbock gebraucht, sei es einen einzelnen Mann, sei es ein ganzes Volk; ein Gegenstand des Zornes muß gefunden werden. Es ist für die Menge bequemer, einen sichtbaren Angriffspunkt zu haben, als den verschlungenen Wegen eigener und fremder Schuld nachzuspüren, denn die Masse enthebt sich ja so gern der Mühe der Gerechtigkeit und will vor allem nie selber denken müssen; deshalb ist es so leicht, das Volk hinzureißen, zur Empörung, oder zur Begeisterung. Gib ihm ein sinnfälliges Ziel, von einer Reihe einfacher Schlagworte beleuchtet, spanne auch die edle Musica in deinen Dienst, und du lenkst es spielend auf jede Höhe und in jede Tiefe.“

„Du denkst nicht gut vom Volk, Onkel...“

„Ich denke nicht gut von den Führern der Völker. Sie nehmen ihren Vorteil an den Schwächen der Menge wahr, anstatt sich zum Diener ihrer edlen Instinkte zu machen.“

„Wir haben doch solche Führer nicht, Vater,“ sagte Fritz entrüstet.

„Noch nicht; aber es gibt auch bei uns ehrstüchtige Männer, die es gern den Mächtigen jenseits der Grenze gleichstellen, denen das Volk nichts als ein Haufen Schachfiguren bedeutet, die ihren eigenen Spielgelüsten dienen müssen... das Volk ist aber keine tote Materie, es ist ein lebendiges Kornfeld, das wohl vom Winde leicht hierhin und dorthin bewegt wird, aber seine Tausende von Aehren sind ebenso viele Leben, deren jedes einzelne seinen Teil dazu beiträgt, daß wir unser tägliches Brot haben. Mag auch in dem Aehrenfeld manches Unkraut gedeihen, das Volk ist gut, Ihr Buben; deshalb wehe denen, die seine Einfalt benutzen, ihm die rechtschaffene Ruhe zu rauben und es so ihren Zwecken dienbar zu machen. Wenn ihr je zu Einfluß kommt, so helft mit eurer ganzen Kraft, daß unser Volk nicht verführt, sondern geführt wird.“

Die Sonne war hinter die Kronen der Bäume gesunken. Wie ein Wald blitzender Lanzenschäfte ragten die Tannen zu seiten Johann Rudolfs auf; er sah tief hinein zwischen die kupferglühenden Stämme, da fegte ein herber Wind über die Ebene von Osten her. Johann Rudolf wandte wie gerufen das Gesicht der scharfen Luft entgegen, und seine Augen leuchteten unter dem Angriff des Windes auf. Er reckte die Arme und schüttelte die Fäuste der kalten Weite entgegen. „Wenn von dem öden Stoppelfeld des kaiserlichen Schweigens uns doch auch ein Wind entgegenfahren möchte und sei es eine harte Abteilung, wir haben auch daheim einen Wald funkeln der Speere zur Seite.“

*

Es war der zehnte November; die Fenster des Losamts in Münster standen offen, damit ein wenig mehr Licht in das düstere Zimmer fiel. Fritz und der Korporeal knieten vor zwei langen Holzkoffern und verstauten, was Giggishans und Ruedi Burckhardt herzutragen.

Johann Rudolf legte nur mechanisch Hand an, denn seine Gedanken waren weit fort. In dem schmalen Gesicht und den umscharteten Augen stand die Geschichte des letzten qualvollen Monats geschrieben, den er Volmar zuliebe tatenlos wartend verbracht hatte. Er hielt einen Lederkasten in der Hand, ließ das Schloß schnappen und hob den Deckel. In blauer Seide gebettet lag die goldene Kette, die der Herzog ihm verliehen. Johann Rudolf nahm sie heraus und öffnete die Kapsel, die daran hing. Lange betrachtete er Longuevilles Bild, die

sie umschloß... Nun würde doch der Herzog das Geschenk der Souveränität erteilen. Wie gewichtig ihm die Kette in der Hand lag; nie würde er sie anlegen, ihm ziemte solche Ehre nicht.

Er legte das Geschmeide zurück, drückte den Deckel herunter und reichte Fritz das Etui hinüber. „Packe es ein, Fritz; für den Wert dieser Kette kannst du dir später einen Rebberg kaufen, dann war mein Wirken doch nicht ganz verlorene Mühe.“

Er wandte sich ab und schaute aus dem Fenster. Im Hofe stand die neu übermalte Kutsche, ein altläufiges Ding, das den Herrn Gesandten mit Pomp durch das Tor von Münster entführen sollte.“

„Sie ist doch um eine Stufe besser als der Karren, mit dem wir einrücken“, sagte Ruedi Burckhardt, der dem Blick seines Onkels gefolgt war. „Entsinnt du dich, daß am Tore der Stadt wurde dir zum erstenmal der Name Schweizerkönig gegeben.“

„Ein schöner König! Wenn ich unverrichteter Dinge heimkehre, bin ich nicht mehr als ein Schellenkönig, der, in das Spiel geworfen, seinen Stich nicht gemacht hat.“

„Onkel, warum so bitter? Was du bisher erreicht, ist nichts Kleines; auch könnten jeden Tag die Antwort des Kaisers eintreffen. Warten wir geduldig weiter; wir harren gern mit dir aus.“

Johann Rudolf schüttelte den Kopf. „Nein, Ruedi, länger zu warten, wäre Feigheit. Es ist Zeit, daß ich vor meinen Auftraggebern Rechenschaft ablege.“

Im Sprechen überflogt ein plötzlicher Schrecken sein Antlitz, er weicht vom Fenster zurück. Volmars Staatskarosse ist in die Gasse eingebogen... Noch einen Abschiedsbesuch? In aller Form und Herzlichkeit hatte er doch gestern Volmar Lebewohl gesagt.

„Korporal,“ ruft Wettstein mit heiserer Stimme, „der kaiserliche Rat Volmar kommt, gehe dem Herrn Doktor entgegen.“

Fritz und Ruedi springen auf und starren Johann Rudolf erwartungsvoll an, aber mit einem strengen Blick weist Wettstein das aufflackernde Licht einer Hoffnung ab, das sie nicht zum tausendstmal blinden soll.

Johann Rudolf steht neben seinem Sessel, die Hand auf der Lehne bebend: „Nur nichts hoffen, nur nichts hoffen! Die Dornenkrone der Enttäuschung ist schon scharf genug.“ Auf dem Gange ertönen die schnellen Schritte Volmars, man hört ihn mit klingender Stimme zum Korporeal sprechen, die Tür fliegt auf, und Volmar, wie von einer Woge froher Erregung herangeschwemmt, stürzt auf Johann Rudolf zu. Auf seinen beiden offenen Händen ruht ein schwerer Brief.

„Nehmen Sie die Freiheit Ihres Landes von mir entgegen, Wettstein, Sie haben gesiegt!“

Kein Laut geht durch den Raum. Johann Rudolf nimmt das Dokument wie ein Heiligtum an sich und entfaltet es wie die Türen eines Altarbildes; seine Augen wandern von Zeile zu Zeile, er tritt nahe an das Fenster, um im letzten Tagesschimmer die schlüchten Worte zu entziffern. Einmal öffnet er die Lippen und spricht aus, was seine Augen als Schrift des Schicksals erkennen:

„Im Besitze vollkommener Freiheit!“

Er läßt den Brief sinken und sieht in die erschütterten Gesichter seiner jungen Männer... „Im Besitze vollkommen Freiheit, erfäßt ihr die Wucht dieser Worte? Die Freiheit... das heilige Gut, das wir seit Jahrhundern gegen alle Übergriffe hochgehalten, um das unsere Vorfahren gekämpft und geblutet; endlich, endlich ist es auf einen Altar gehoben und aller Welt bekannt.“

Er atmet mehrmals tief ein und wendet sich ergriffen ab. Er sieht über die Köpfe der Männer hinweg... Wie hat man mir ihm gespielt, ihn erhoben und wieder fallen gelassen! Seine Arbeit, seine Eroberheit, sein Warten war den Großen nichts... Wohlan, die Qual dieses Jahres soll auch ihm nichts mehr gelten, für das Geschenk dieser Stunde war keine Mühe zu schwer. Er richtet sich hoch auf und legt die Hand fest auf den Kai-serschild, so, wie er auch seine Schwurhand auf die Heilige Schrift legen würde.

Draußen ist es tiefe Nacht geworden, aber der Mond ist über dem Waldrand aufgestiegen und sendet einen weißen Schimmer über das farblose Land.

Volmars Blick ruht auf Johann Rudolf. Das unsichere Licht, das die hohe Gestalt umspielt, gibt ihr eine zeitlose Größe. Die Hand, die den Freiheitsbrief hält, leuchtet wie beseelt, und auf dem Antlitz, das Sorge, Krankheit und Enttäuschung gezeichnet, liegt die Schwermut der Weisheit, die nicht Menschenwerk, noch Menschenschicksal überschätzt.

Johann Rudolf Wettstein, du Schweizerkönig, denkt Volmar bei sich selber, keine Krone schmückt dein Haupt, aber die tiefen Furchen deiner Stirn sind der Königsreich, den die Hingabe an dein Land dir für immer aufgedrückt. Kein Erbe wird dir diese Krone nehmen, nicht Rost von Jahrhunderten das Gold der Treue zerbröckeln. Für alle Zeiten wird sie als Symbol schmerzlich heiliger Arbeit unsichtbar über deinem schlüchten Namen schweben.

— E N D E —